



Kelley Armstrong

Die dunklen Mächte:
Schattenstunde

Roman

Aus dem Englischen von
Christine Gaspard

PAIN



Originaltitel: Darkest Powers: The Summoning
Originalverlag: Orbit, London

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pan-verlag.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen
gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort
»Die dunklen Mächte« an: mail@pan-verlag.de

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Copyright © 2008 by KLA Fricke Inc.
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Julia Cremer
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Daniela Schulz, Stockdorf
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-28341-7

2 4 5 3 1

Zwölf Jahre zuvor ...

Mommy hatte vergessen, die neue Babysitterin über den Keller aufzuklären.

Chloe schwankte auf der obersten Stufe, die runden Händchen ausgestreckt, um beide Geländerstangen packen zu können. Ihre Arme zitterten so sehr, dass sie sich kaum halten konnte. Die Beine zitterten ebenfalls, so sehr, dass die Scooby-Doo-Köpfe auf ihren Hausschuhen nickten. Und ihr Atem kam in Stößen, als sei sie gerannt.

»Chloe?« Emilys Stimme trieb gedämpft aus dem dunklen Keller herauf. »Deine Mom hat gesagt, die Cola ist im Kühlraum, aber ich finde sie nicht. Kannst du runterkommen und mir helfen?«

Mommy hatte gesagt, sie hätte Emily das mit dem Keller erzählt. Da war Chloe sich sicher. Sie schloss die Augen und dachte angestrengt nach. Bevor Mommy und Daddy zu der Party gegangen waren, hatte sie im Fernsehzimmer gespielt. Mommy hatte gerufen, und Chloe war in den Vorraum hinausgerannt, wo Mommy sie auf die Arme genommen und gelacht hatte, als Chloes Puppe ihr dabei fast ein Auge austach.

»Ah, du spielst mit Prinzessin, ich meine mit *Piratin* Jasmine. Hat sie Aladin schon vor dem bösen Flaschengeist gerettet?«

Chloe schüttelte den Kopf und flüsterte dann: »Hast du Emily das mit dem Keller gesagt?«

»Ja, und zwar ganz deutlich. Kein Keller für Miss Chloe. Die Tür da bleibt zu.« Als Daddy um die Ecke kam, sagte sie

zu ihm: »Wir müssen das mit dem Umzug wirklich mal in die Wege leiten, Steve.«

»In dem Moment, in dem du was sagst, rufe ich sofort den Makler an.« Daddy zerzauste Chloes Haar: »Sei nett zu Emily, Schätzchen.«

Und dann waren sie fort.

»Chloe, ich weiß, dass du mich hörst!«, schrie Emily.

Chloe nahm die Hände vom Geländer und presste sie auf die Ohren.

»Chloe!«

»Ich k-kann nicht in den Keller«, rief sie zurück. »Ich d-darf nicht!«

»Na ja, im Moment habe ich hier das Sagen, und ich sage, du darfst. Du bist ein großes Mädchen.«

Chloe zwang ihre Füße dazu, eine Stufe hinunterzusteigen. Hinten in der Kehle tat es weh, und alles sah verschwommen aus, als würde sie gleich anfangen zu weinen.

»Chloe Saunders, du hast noch fünf Sekunden, dann hole ich dich hier runter und schließe die Tür ab.«

Chloe stürzte so schnell die Treppe hinunter, dass sie über ihre eigenen Füße stolperte und ungeschickt auf dem Treppenabsatz landete. Dort lag sie, ihr Knöchel pochte, und Tränen brannten in ihren Augen, als sie in den Keller hinterstarrte mit seinen Geräuschen und Gerüchen und Schatten. Und mit Mrs. Hobb.

Es waren noch andere Leute da gewesen, bevor Mrs. Hobb sie verscheucht hatte. Wie die alte Mrs. Miller, die mit Chloe Verstecken gespielt und sie Mary genannt hatte. Und Mr. Drake, der merkwürdige Fragen stellte, zum Beispiel, ob schon jemand auf dem Mond lebte. Meistens konnte Chloe seine Fragen nicht beantworten, aber er lächelte trotzdem und sagte, sie sei ein nettes Mädchen.

Früher war sie gern hier heruntergekommen und hatte mit

den Leuten geredet. Sie durfte nur nicht hinter den Ofen sehen, wo ein Mann mit einem Gesicht, das ganz violett und aufgedunsen war, von der Decke hing. Er sagte nie etwas, aber allein ihn dort hängen zu sehen verursachte Chloe Bauchschmerzen.

»Chloe?«, rief Emilys gedämpfte Stimme. »Kommst du jetzt endlich?«

Mommy würde sagen: »Denk an die guten Sachen, nicht an die schlechten.« Als Chloe die letzten drei Stufen hinterstieg, dachte sie an Mrs. Miller und Mr. Drake und ganz und gar nicht an Mrs. Hobb ... oder jedenfalls nicht sehr.

Am Fuß der Treppe spähte sie in die fast vollständige Dunkelheit. Nur die Nachtlichter waren an, die Mommy überall angebracht hatte, als Chloe nicht mehr in den Keller hatte gehen wollen und Mommy geglaubt hatte, sie habe Angst vor der Dunkelheit. Was zutraf, aber nur ein bisschen und nur deshalb, weil Mrs. Hobb sich in der Dunkelheit an sie heranschleichen konnte.

Jetzt konnte Chloe aber die Tür des Kühlraums sehen, hielt ihren Blick also fest auf sie gerichtet und lief so schnell sie konnte auf sie zu. Als sich etwas bewegte, vergaß sie, dass sie nicht hinsehen durfte. Es war aber nur der hängende Mann, und sie sah auch nichts weiter als seine Hand, die ganz kurz hinter dem Ofen sichtbar wurde, als er schwankte.

Chloe rannte zur Kühlraumtür und riss sie auf. Im Inneren war es pechschwarz.

»Chloe?«, rief Emily aus der Dunkelheit.

Chloe ballte die Fäuste. Jetzt wurde Emily wirklich gemein. Sich zu verstecken und ...

Rasche Schritte über ihrem Kopf. Mommy? Schon wieder zu Hause?

»Jetzt komm schon, Chloe. Du hast doch wohl keine Angst im Dunkeln, oder?« Emily lachte. »Wahrscheinlich bist du doch noch ein Baby.«

Chloe verzog finster das Gesicht. Emily hatte keine Ahnung. Sie war einfach bloß ein dummes, gemeines Mädchen. Chloe würde ihr eine Cola holen und dann ins Erdgeschoss hinaufrennen und Mommy alles erzählen. Und dann würde Emily nie wieder auf sie aufpassen dürfen.

Sie beugte sich in den winzigen Raum hinein und versuchte sich zu erinnern, wo Mommy die Cola aufbewahrte. Da stand sie doch, dort auf dem Regal, oder? Chloe rannte hin und stellte sich auf die Zehenspitzen. Ihre Finger schlossen sich um eine kühle Dose.

»Chloe? Chloe!« Es war Emilys Stimme, aber sie klang weit entfernt und schrill. Schritte donnerten auf dem Fußboden über ihrem Kopf. »Chloe, wo bist du?«

Chloe ließ die Dose fallen. Sie landete mit einem lauten Schlag auf dem Betonboden, platzte und rollte Chloe zischend und spuckend gegen den Fuß. Cola sammelte sich in einer Pfütze rings um ihre Hausschuhe.

»Chloe, Chloe, wo bist du?«, fragte eine Stimme hinter ihr. Die Stimme klang fast wie Emilys Stimme, aber nur fast.

Chloe drehte sich langsam um.

In der Tür stand eine alte Frau in einem rosa Hausmantel, ihre Augen und Zähne glitzerten in der Dunkelheit. Mrs. Hobb. Chloe hätte gern die Augen zugekniffen, aber sie wagte es nicht, denn das machte Mrs. Hobb nur verrückter und alles noch schlimmer.

Mrs. Hobbs Haut begann sich zu kräuseln und aufzufalten. Dann wurde sie schwarz und glänzend und prasselte wie Zweige in einem Lagerfeuer. Große Fetzen begannen abzufallen und landeten auf dem Fußboden. Ihr Haar zischte

und brannte. Und dann war nichts mehr übrig als ein Schädel mit einzelnen Resten von verkohltem Fleisch. Die Kiefer öffneten sich, die Zähne glitzerten immer noch.

»Willkommen zurück, Chloe.«

1

Ich fuhr im Bett hoch, eine Hand um meinen Anhänger geklammert, die andere ins Laken gekrallt, und versuchte, Fetzen des Traums, der bereits zu zerfließen begann, noch zu erwischen. Irgendwas mit einem Keller ... einem kleinen Mädchen ... mir? Ich konnte mich nicht erinnern, dass wir jemals einen Keller gehabt hätten. Wir hatten immer in Appartementshäusern gewohnt.

Ein kleines Mädchen in einem Keller, irgendwas Beängstigendes ... waren Keller nicht immer beängstigend? Ich schauderte bei dem bloßen Gedanken an sie, dunkel und feucht und leer. Aber dieser war nicht leer gewesen. Da war etwas gewesen ... ich konnte mich nicht erinnern was. Ein Mann hinter einem Ofen?

Ein kräftiges Klopfen an meine Tür ließ mich zusammenfahren.

»Chloe!«, kreischte Annette. »Wieso hat dein Wecker nicht geklingelt? Ich bin Haushälterin hier, nicht dein Kindermädchen. Wenn du dich wieder verspätest, ruf ich deinen Vater an.«

Auf der Skala gängiger Drohungen war das nichts, das mir Alpträume verursacht hätte. Selbst wenn Annette meinen Dad in Berlin wirklich erwischen sollte, würde er so tun, als hörte er zu, den Blick auf sein Blackberry gerichtet, die

Aufmerksamkeit voll und ganz von etwas Wichtigerem in Anspruch genommen – der Wettervorhersage zum Beispiel. Er würde etwas à la »Ich kümmerge mich drum, sobald ich zurück bin« murmeln und mich vergessen haben, sobald er die Auflegtaste drückte.

Ich schaltete das Radio ein, drehte die Lautstärke hoch und kroch aus dem Bett.

Eine halbe Stunde später war ich im Bad und machte mich für die Schule fertig.

Ich zog mein Haar seitlich mit Spangen nach hinten, warf einen Blick in den Spiegel und schauderte. Mit dieser Frisur sah ich aus wie zwölf. Und das war nichts, bei dem ich noch zusätzliche Unterstützung gebraucht hätte. Ich war gerade fünfzehn geworden, und im Restaurant brachten mir die Kellner immer noch die Kinderkarte. Ich konnte es ihnen nicht mal übelnehmen. Ich war eins dreiundfünfzig groß, und Kurven sah man nur, wenn ich enge Jeans und ein noch engeres T-Shirt trug.

Tante Lauren schwor Stein und Bein, dass ich in die Höhe – und in die Breite – gehen würde, wenn ich endlich meine Periode bekam. Ich neigte inzwischen zu der Ansicht, dass dies weniger ein Fall von »wenn« als von »falls« war. Die meisten meiner Freundinnen hatten sie mit zwölf, wenn nicht mit elf Jahren bekommen. Ich versuchte, nicht allzu viel darüber nachzudenken, aber natürlich tat ich es. Ich machte mir Sorgen, dass irgendetwas mit mir nicht stimmte. Wenn meine Freundinnen über ihre Tage redeten, kam ich mir wie eine Mutantin vor und betete, sie würden nicht herausfinden, dass ich sie immer noch nicht hatte. Tante Lauren sagte, mit mir sei alles in Ordnung. Und da sie Ärztin war, nahm ich an, dass sie es wissen musste. Zu schaffen machte es mir trotzdem. Sehr sogar.

»Chloe!« Die Tür zitterte unter Annettes massiver Faust.
»Ich sitze auf dem Klo!«, brüllte ich zurück. »Gibt's hier vielleicht noch ein bisschen Privatsphäre?«

Ich versuchte es mit einer einzelnen Spange am Hinterkopf, die die seitlichen Strähnen oben hielt. Gar nicht so übel. Als ich den Kopf drehte, um die Angelegenheit von der Seite zu betrachten, rutschte die Spange aus meinem feinen Haar.

Ich hätte es nie abschneiden dürfen. Aber ich hatte meine langen glatten Kleinmädchenhaare gründlich satt gehabt. Stattdessen hatte ich mich für eine schulterlange, fedrig geschnittene Frisur entschieden. An dem Fotomodell hatte es fantastisch ausgesehen. An mir? Na ja.

Ich bäugte die ungeöffnete Tube mit Tönungscreme auf der Ablage. Kari schwor, rote Strähnchen würden in meinem rötlich blonden Haar umwerfend aussehen. Ich konnte mir den Gedanken nicht verkneifen, dass ich eher wie eine von diesen gestreiften Zuckerstangen aussehen würde. Andererseits, wenn ich damit älter wirken würde ...

»Ich gehe jetzt ans Telefon, Chloe«, brüllte Annette.

Ich nahm die Tube mit Tönungscreme, stopfte sie in meinen Rucksack und riss die Tür auf.

Ich rannte die Treppe nach unten – wie immer. Die Häuser, in denen wir wohnten, mochten wechseln, aber meine Gewohnheiten taten es nicht. An meinem ersten Kindergartentag hatte meine Mutter mich an der Hand genommen und sich, als wir oben am Treppenabsatz standen, meinen Sailor-Moon-Rucksack über den freien Arm gehängt.

»Bist du so weit, Chloe?«, hatte sie gefragt. »Eins, zwei, drei!«

Und wir waren losgestürzt, die Treppe hinunter bis ganz nach unten, keuchend und kichernd. Der Fußboden hatte

unter unseren unsicheren Füßen geschwankt, und all meine Ängste, die ich wegen meines ersten Kindergartentags hatte, waren verfliegen gewesen.

Danach waren wir jeden Morgen zusammen die Treppe hinuntergerannt, während meiner gesamten Kindergartenzeit und in der ersten Hälfte des ersten Schuljahrs und danach ... na ja, danach gab es dann niemanden mehr, mit dem ich die Treppe hätte hinunterrennen können.

Am Fuß der Treppe zögerte ich und berührte den Anhänger unter meinem T-Shirt. Ich schüttelte die Erinnerungen ab, hängte mir den Rucksack über und verließ das Treppenhaus. Nachdem meine Mom gestorben war, waren wir innerhalb von Buffalo ziemlich oft umgezogen. Mein Dad kaufte Luxuswohnungen, wenn das Gebäude noch im letzten Bauabschnitt war, und verkaufte sie wieder, wenn die Arbeiten abgeschlossen waren. Den größten Teil seiner Zeit war er dienstlich unterwegs, und damit war es nicht sonderlich wichtig, irgendwo Wurzeln zu schlagen – jedenfalls nicht für ihn.

An diesem Morgen war es keine sonderlich brillante Idee gewesen, die Treppe zu nehmen. Denn angesichts meiner Spanisch-Halbjahresprüfung flatterte mein Magen sowieso schon vor Nervosität. Die letzte Klassenarbeit hatte ich vermasselt und letztlich nur mit Ach und Krach bestanden, weil ich das Wochenende, an dem ich eigentlich hätte lernen sollen, bei Beth verbracht hatte. Spanisch war nie mein bestes Fach gewesen, aber wenn ich mich nicht wenigstens auf ein C verbesserte, würde Dad irgendwann doch noch aufmerksam werden und sich wahrscheinlich fragen, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, mich eine Schule mit einem Kunstzweig besuchen zu lassen.

Draußen wartete Milos mit seinem Taxi. Er fuhr mich jetzt seit zwei Jahren, zwei Umzügen und drei Schulen. Als ich

einstieg, verstellte er die Sonnenblende auf meiner Seite. Die Morgensonne stach mir trotzdem noch in den Augen, aber das erwähnte ich nicht.

Mein Magen entspannte sich etwas, als ich mit den Fingern über den vertrauten Riss in der Armlehne strich und den künstlichen Kieferngeruch des Duftbaums einatmete, der sich im Windzug der Lüftung drehte.

»Ich hab gestern Abend einen Film gesehen«, sagte Milos, während er das Taxi in einer Diagonale über drei Spuren schob. »Die Sorte, die du magst.«

»Ein Thriller?«

»Nein.« Er runzelte die Stirn, und seine Lippen bewegten sich, als probierte er mögliche Bezeichnungen aus. »Action-Abenteuer. Du weißt schon, jede Menge Waffen, Explosionen. Ein richtiger Shoot'em-down-Film.«

Ich hätte Milos' Englisch viel lieber unverbessert gelassen, aber er bestand darauf, dass ich ihn korrigierte. »Du meinst ein Shoot'em-up-Film.«

Er zog eine dunkle Augenbraue hoch. »Wenn man einen Mann erschießt, in welche Richtung fällt er dann? Aufwärts?«

Ich lachte, und ein paar Minuten lang redeten wir über Filme, mein Lieblingsthema.

Während Milos einen Anruf auf seiner Sprechanlage entgegennahm, sah ich zum Fenster hinaus. Plötzlich kam ein langhaariger Junge hinter einer Gruppe von Geschäftsleuten hervorgeschossen. Er hatte eine altmodische Lunchbox dabei, Plastik mit irgendeinem Superhelden darauf. Ich war so sehr damit beschäftigt, den Superhelden zu identifizieren, dass ich nicht weiter darauf achtete, in welche Richtung der Junge lief, bis er mit einem Satz auf die Straße hinausstürzte und zwischen unserem Taxi und dem Auto vor uns landete.

»Milos!«, kreischte ich. »Pass ...«

Das letzte Wort wurde mir geradezu aus der Kehle gerissen, als ich gegen den Gurt krachte. Der Fahrer hinter uns und der Fahrer hinter *ihm* drückten auf die Hupe. Eine Kettenreaktion des Protests.

»Was?«, fragte Milos. »Chloe? Was ist los?«

Ich sah über die Motorhaube hinweg und entdeckte ... nichts. Bloß eine leere Fahrspur vor uns und Autos, die nach links geschwenkt waren, um uns zu überholen. Die Fahrer zeigten Milos den Mittelfinger, als sie vorbeifuhren.

»D-d-d-« Ich ballte die Fäuste, als ob ich die Worte auf diese Weise herauszwingen könnte. *Wenn du irgendwo feststeckst, nimm eine andere Strecke*, sagte meine Sprachtherapeutin immer. »Ich habe gedacht, ich hätte was ge-ge-ge ...«

Rede langsam. Leg dir die Worte vorher zurecht.

»Es tut mir leid. Ich habe gedacht, ich hätte gesehen, wie jemand vors Auto rennt.«

Milos ließ sein Taxi wieder anrollen. »Das passiert mir auch manchmal, vor allem wenn ich den Kopf drehe. Ich glaube, ich sehe jemanden, aber dann ist niemand da.«

Ich nickte. Die Magenschmerzen meldeten sich gerade zurück.